

A woman with dark hair, wearing a white long-sleeved shirt, is leaning her arms on the window sill of a train. She is looking out the window at a blurred landscape of trees and hills, suggesting the train is moving. The scene is captured in a warm, sepia-toned light.

Jocelyne
Saucier
Was
dir
bleibt

Roman
Insel

Jocelyne Saucier
Was dir bleibt

Roman

Aus dem Französischen (Québec) von
Sonja Finck und Frank Weigand

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
À train perdu
bei Les Éditions XYZ, Montréal.

Wir bedanken uns bei der SODEC für die Förderung der Übersetzung.



Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2020

Copyright © 2020, Les Éditions XYZ, inc.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17878-1

Die Autorin dankt dem
Conseil des arts et des lettres du Québec
für das fahrende Stipendium,
mit dem sie den Norden Ontarios erkunden konnte.

In Gedenken an Lise Pichette

Am 24. September 2012 bestieg Gladys Comeau den *Northlander* und ward fortan in Swastika – keine Stadt, nicht einmal ein Dorf, bloß eine kleine Siedlung an der Eisenbahnstrecke – nicht mehr gesehen.

Damit begann die Irrfahrt, jene von Gladys und meine eigene, denn dies ist die Erzählung von Gladys Comeaus Reise durch den Norden von Ontario und Québec, von ihrer großen Reise, die sie erst nach Süden führte, dann nach Westen, dann nach Osten und schließlich wieder nach Norden. Eine rätselhafte Zugreise, deren Anlass niemand so richtig verstand und die ab dem Augenblick, als sich die Meldung vom Verschwinden der alten Dame verbreitete, von unzähligen Menschen verfolgt wurde. Es gibt jede Menge Aussagen und ebenso viele Meinungen, manche kritisierten und verurteilten Gladys, andere bezeichneten ihr Verhalten sogar als verwerflich. Aber hier soll es nicht darum gehen, Gladys den Prozess zu machen, sondern darum, ihre überstürzte Flucht zu rekonstruieren, die Puzzleteile ihrer Odyssee in den Zügen des Nordens zusammensetzen und herauszufinden, was sie angetrieben haben mag. Denn die Irrfahrt derjenigen, die »die Frau aus Swastika« genannt wurde, ist nach wie vor Gegenstand verschiedenster Vermutungen, obwohl mittlerweile einige ihrer Schleifen und Umwege bekannt sind.

Die Schockwelle verbreitete sich über den Kreis ihrer Freun-

de und Bekannten hinaus, aber es gab keine Zeitungsmeldung und keine polizeiliche Ermittlung. Jedes Mal, wenn man in Swastika kurz davor war, die Polizei zu benachrichtigen, tauchte Gladys wieder auf irgendeiner Eisenbahnlinie auf, und man schickte eine neue Anfrage an einen weiteren Zugchef. Es blieb eine private Angelegenheit, ohne Widerhall in der Öffentlichkeit. Wer sollte sich auch für die Geschichte einer Frau interessieren, die aus ihrem Leben verschwindet, einer ganz gewöhnlichen Frau, die weder Groß- noch Untaten vollbracht hat, einer alten Frau obendrein? Die Antwort lautet: Ich. Auch wenn das dem gesunden Menschenverstand und eigentlich auch meinen Vorlieben widersprach.

Ich bin kein Hobbydetektiv, habe keine Veranlagung für Verfolgungsjagden und auch kein besonderes Interesse an Rätseln und Geheimnissen, trotzdem hielt mich die Geschichte über vier Jahre lang in ihrem Bann. Ich fuhr Gladys' Strecke ab, traf Menschen, die sie bereits vor ihrer Irrfahrt gekannt hatten oder ihr unterwegs begegnet waren, machte etliche Anrufe und schickte unzählige E-Mails und Nachrichten, um die Abfahrt- und Ankunftszeiten eines Zuges zu überprüfen, ein Detail zu erfragen oder einen unauffindbaren Namen zu ermitteln. Ich habe ganze Ordner und Festplatten mit einer Geschichte gefüllt, die sich mir nach wie vor entzieht.

Wie kam ein Mann, der für ein derartiges Abenteuer völlig ungeeignet schien, dazu, sich im Leben eines anderen Menschen zu verirren? Jetzt, wo ich hier sitze und diesen Bericht schreibe, frage ich mich immer noch, ob es daran liegt, dass ich der Sohn eines Eisenbahners bin. Ich hätte mich kaum auf die Spuren der alten Frau begeben, wenn nicht alles mit einem abgelegenen Bahnhof, dem Pfeifen eines Zuges und dem

Rattern von Rädern begonnen hätte, diesen tröstenden Geräuschen, die mich und die alte Frau auf unseren jeweiligen Irrfahrten begleiten würden. Man macht sich keine Vorstellung von der Macht des rhythmischen Aufeinandertreffens von Stahl auf Stahl. Ein vertrauter Klang, der mich nicht loslässt. Ich bin, das gestehe ich gern, ein Zugliebhaber, ein Eisenbahnnarr, und das ist vermutlich der wichtigste Beweggrund für meine Suche. Doch es war nicht nur Gladys, es waren auch all die anderen Menschen, die mich zu dieser Abenteuerreise oder Ermittlung – ich weiß selbst nicht so recht, was es eigentlich ist –, von der ich hier berichten möchte, angespornt haben, die mich gerufen, gebannt, gefesselt haben.

Und auch meine eigenen Motive muss ich ergründen.

Ich werde diese Geschichte erzählen, ich werde sie aufschreiben, denn ich habe ein Versprechen abgegeben. Bernie, mein Freund, wirst du noch leben, wenn ich meine Erzählung beende?

Swastika entkommt man nicht so leicht. Die in Ontario gelegene Siedlung hat zweihundert Einwohner, jeder einzelne zählt, jeder hat Gewicht, da bleibt ein Aufbruch nicht unbenutzt.

Gladys Comeau, die hier seit fünfundfünfzig Jahren lebte, wusste das, und deshalb verließ sie den Ort heimlich, still und leise. Anders entkommt man Swastika nicht. Kein Koffer, keine neuen Kleider, nichts, was auf eine Reise oder eine Flucht hindeutete. Sie ging die Conroy Avenue hinab, bog links in die Nationalstraße ein, rechts in die Cameron Avenue und stieg dann die achtzehn Stufen zum Bahnhof hoch, der auf einer Anhöhe steht. Sie hätte weitergehen können, zum Ende des Bahnsteigs und an den Gleisen entlang bis zur Eisenbahnbrücke über der Nationalstraße, niemand hätte sich gewundert, sie dort zu sehen, ihr morgendlicher Spaziergang führte sie oft hierher.

Vom Bahnhof aus überblickt man den ganzen Ort. Das ins Tal geschmiegte Straßennetz, die dicht beisammenstehenden Häuser, all das lässt sich mit einem einzigen Rundblick erfassen, man sieht den rauschenden Fluss, kann seinem Lauf neben dem Park folgen, und kurz bevor man zum Ausgangspunkt zurückkehrt, entdeckt man auf einem Hügel die kleine hellblaue Kirche. Swastika hat seinen ganz eigenen Charme, eine unbewusste Anmut. Der Bahnhof trägt nichts zur Schön-

heit bei. Er ist ein unansehnlicher Backsteinklotz, der am Bahndamm klebt und schon bessere Tage gesehen hat. Früher trafen hier zu jeder Tages- und Nachtzeit Züge ein, Taxis, mit Goldbarren beladene Lastwagen, die nicht einmal gepanzert, mit keiner Plane verhüllt waren, ein stetiges Getümmel, und der Bahnhof thronte auf seiner Anhöhe, davor ein gepflegter Rasen, der sich bis hinunter zur Cameron Avenue erstreckte, und in der Mitte des Rasens Begonien, Stiefmütterchen und Studentenblumen, in Rot und Gelb, eine wahre Farbsymphonie, die ein riesiges Hakenkreuz bildeten.

Heute gibt es keinen Rasen mehr und auch keine anderen Bemühungen zu gefallen. Die Fenster sind zugenagelt, der Bahnhof ist geschlossen, mit Ausnahme eines Raums, der als Wartesaal dient, wobei er außer bei extremer Kälte menschenleer bleibt, denn es gibt dort keine Annehmlichkeiten, nicht einmal Toiletten, und so wartet man lieber draußen auf dem Bahnsteig.

Und auf genau diesem Bahnsteig standen an jenem kühlen Septembermorgen zwei Männer und eine Frau, über die sich der Zugchef freute, denn oft stand dort niemand und er musste ohne Halt weiterfahren. Gladys war Stammgast im *Northlander*. Der Zugchef, der Sydney Adams hieß, erkannte sie auf Anhieb.

Ich sage »Zugchef«, obwohl ich weiß, dass dieser Ausdruck bei der Eisenbahnbehörde nicht mehr gebräuchlich ist. In Ontario nennt man die Eisenbahnangestellten, die die Reisenden begrüßen, über ihren Komfort wachen, sich vergewissern, dass alle am richtigen Bahnhof aussteigen und dabei ihr Gepäck nicht vergessen, »conductor«, in Québec »directeur de service«. Aber meinem Verständnis nach sind sie wahrhaf-

tige Chefs ihres Zugs, und so werden sie dies auch in dieser Erzählung sein.

Nach dieser Abschweifung kann ich nun also fortfahren.

Allerdings fürchte ich, dass die vorliegende Erzählung immer wieder von Abschweifungen unterbrochen werden wird, von Rückblenden, persönlichen Bemerkungen und anderen Exkursen. Ich verfüge über eine beträchtliche Menge an Informationen, und ich muss aus den im Laufe der Jahre angehäuften Zeugenaussagen die glaubhaftesten auswählen. Allesamt vage Äußerungen, zum Großteil fragwürdig und zwangsläufig bruchstückhaft, da es sich um eine kopflose Flucht handelt, die niemand von Anfang bis Ende hat verfolgen können. Manche Abschnitte sind besser dokumentiert als andere. Das trifft vor allem auf die Strecke Sudbury–White River zu, wo Gladys bei alten Bekannten Halt machte, langjährigen Freunden, den »Kindern des Waldes«, wie sie sie nannte. Es sind die Kinder des »school train«, glückliche Kinder einer glücklichen Zeit, Jugendfreunde, die wie sie einer vergangenen Epoche nachtrauern. Durch die Gespräche, die diese Bekannten bereitwillig mit mir geführt haben, wurde mir klar, woher Gladys' unerschütterlicher Optimismus stammte, ihre positive Einstellung trotz aller Schicksalsschläge, ihre Weigerung, dem Leben irgendetwas übel zu nehmen. »Wer einmal das Glück kennengelernt hat, weigert sich zu glauben, dass es nicht mehr wiederkommen kann.« Einer ihrer Lieblingsätze.

Die Aussagen ihrer Freunde aus der Nachbarschaft gehen in dieselbe Richtung: eine resolut optimistische Frau, entschlossen, das Glück mit beiden Händen zu packen, eine Frau, die nicht nachgab, wo viele zusammengebrochen wären. Viele von ihnen kannten sie seit ihrer Ankunft in Swastika, als jun-

ge, bis über beide Ohren verliebte Braut. Die befreundeten Nachbarn aus der Conroy Avenue, der Westinghouse Street und der Childs Avenue bilden eine Solidargemeinschaft von knapp zehn Personen, darunter Frank Smarz, einer meiner wichtigsten Verbündeten bei meinen Ermittlungen. Er gehörte zu den hartnäckigsten Verfolgern Gladys', sobald das Verschwinden der alten Dame gemeldet worden war.

Frank Smarz (fünfundfünfzig Jahre alt, seines Zeichens Schweißer und großer Liebhaber von Blaubeer- und Löwenzahnwein) ist der Ehemann von Brenda, Gladys' unmittelbarer Nachbarin und bester Freundin. Zumindest glaubte sie dies bis zu dem Septembermorgen, an dem die Freundin Swastika verließ, ohne Brenda etwas von ihrem Plan erzählt zu haben. Mehr als alle anderen war sie todunglücklich über Gladys' Verschwinden und, obwohl sie dies nicht zugeben will, zutiefst verletzt darüber, dass ihre Freundin sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte. Es waren mehrere Annäherungsversuche nötig, bis sie schließlich einwilligte, mir ihre Version der Ereignisse zu erzählen. Die anderen Mitglieder der Gemeinschaft machten keine Schwierigkeiten.

»Solidargemeinschaft« ist wirklich das passende Wort für das, was diese Nachbarn verband – höchstens zehn Personen, alle in bescheidenen Verhältnissen lebend –, die im Laufe der Jahre eine freie und lockere Freundschaft geschlossen haben, auf so selbstverständliche Weise, dass es sie selbst erstaunt. Sie laden sich gegenseitig zum Abendessen ein, helfen einander bei Reparaturen, Renovierungen, Garten- und Bauarbeiten, leihen sich Werkzeuge, Kleidungsstücke (nur die Frauen), aber niemals Geld – eine stillschweigende Regel, Geld wird nicht verliehen –, und falls es manchmal nicht so glatt läuft,

falls Worte, Stimmungen, Verhaltensweisen Anstoß erregen, ärgern oder verletzen, dann wartet man einfach, bis das Gewitter weitergezogen ist. Die Zeit ist ihre zuverlässigste Verbündete – außer in dem Fall, der uns hier beschäftigt.

Gladys war diese Freundschaft eine große Stütze. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Swastika wurde sie Witwe (ein Grubenunglück, damals keine Seltenheit) und zog allein eine Tochter groß, die ihre ganze Freude war, bis sie sie in einer Blutlache fand, ihr erster Selbstmordversuch. Lisana war damals zwanzig Jahre alt, ein hübsches Mädchen, sie machte eine Ausbildung zur Krankenschwester, war intelligent, fröhlich, gut gelaunt, alles, was man sich von einem Kind erhoffen konnte, das man sein Leben lang mit Aufmerksamkeit und Liebe verhätschelt und verwöhnt hatte. Gladys war am Boden zerstört. Trotzdem verzweifelte sie nie. Ihr optimistisches Wesen ließ sie an eine vorübergehende Krise glauben, ein kurzzeitiges Unglück. Sie hoffte immer auf bessere Tage. Selbst dann noch, als der Anruf von der Krankenpflegeschule kam. Selbst dann, wenn sie ihre Tochter in Toronto auflesen musste, in einem besetzten Haus, einer Notschlafstelle, einem Krankenhauszimmer, und sie zurück in die Conroy Avenue brachte, sie gesundpfl egte, sie umsorgte, und wenn Lisana dann wieder loszog, hoffte Gladys, dass sie nie wieder eine fremde Stimme am Telefon hören musste, die ihr mitteilte, dass ihre Tochter es nicht geschafft hatte, der Todessehnsucht zu widerstehen. Ihre Freunde verzweifelten daran, dass Gladys sich derart abmühte. Lisana war ins Leben zurückgekehrt, aber für wie lange? Wie lange würde es bis zum nächsten Rückfall dauern? Wie lange würde Gladys brauchen, um zu begreifen, dass all dies nie ein Ende nehmen würde? Oder

dass es nur ein mögliches Ende gäbe ... Doch das wagte niemand zu denken, geschweige denn laut zu sagen.

Die befreundeten Nachbarn haben nur wohlwollende Worte für Gladys. Eine außergewöhnliche, mutige Frau, eine aufopferungsvolle Mutter, eine Löwenmutter, eine Mutter, die das Unmögliche möglich macht. Sie sind voller Bewunderung und Lob, aber wenn das Gespräch auf Lisana kommt, schütteln sie den Kopf, als hätten sie zu viel zu erzählen, und man kann nur mutmaßen, wie viel Erbitterung und Enttäuschung sich hinter den verschlossenen Gesichtern verbirgt. Sie erheben schwere Anschuldigungen gegen Lisana. Wenn es nach ihnen ginge, hätten sie sie schon vor langer Zeit ihrem Schicksal überlassen. Natürlich wird nichts dergleichen jemals ausgesprochen.

Es sind Menschen, die ihren Eindrücken und Empfindungen misstrauen. Außer Fakten vermochte ich ihnen nichts zu entlocken. Während der vier Jahre, die ich regelmäßig nach Swastika fuhr, fühlte ich mich bei ihnen wohl, niemals aber wie ein guter Freund. Wenn sie einen geheimen Garten haben – und jeder Mensch hat einen –, so pflegen sie ihn fernab aller Blicke, vielleicht sogar fernab ihres eigenen Bewusstseins. Wer so lange Zeit so eng zusammenwohnt, vergisst sich irgendwann selbst. Fakten hingegen sind zuverlässig. Man dreht und wendet sie, hübscht sie auf, behält sie im Gedächtnis, und wenn ein Fremder an die Tür klopft, dann holt man sie aus ihrem Schmuckkästchen und stellt sie stolz zur Schau. Ich erhielt also eine detaillierte und umfangreiche Erzählung von dem Tag, an dem Gladys verschwand und eine Lisana zurückließ, mit der die befreundeten Nachbarn nichts zu schaffen haben wollten.

Brenda Smarz war es, die Alarm schlug. In einer derartig

kleinen Gemeinschaft sind die Häuser durchsichtig, man lebt unter den Augen der anderen, und als Brenda auffiel, dass die Vorhänge von Gladys' Schlafzimmer morgens nicht geöffnet wurden, machte sie sich Sorgen. Um Viertel nach elf hielt sie es nicht mehr aus und beschloss, nachzusehen. Sie klopfte vergeblich, betrat dann das Haus, schlich in die Küche, wo sie Lisana vorfand, am Tisch vor einer Kaffeetasse sitzend, sehr aufrecht, sehr starr auf ihrem Stuhl, hypnotisiert von einem unsichtbaren Punkt an der Wand. Brenda bekam es mit der Angst zu tun.

Lisana war schon lange keine junge Frau mehr. Sie war vierundfünfzig, sah aber viel älter aus, gebrochen von einem Leben, das sie beharrlich hatte beenden wollen. »Sie sah genauso alt aus wie ihre Mutter«, sagen die Nachbarn einer nach dem anderen zu mir. Sie erzählen von ihrem grauen Gesicht, dem leeren Blick, dem schleppenden Gang, »als würde ein tonnenschweres Gewicht auf ihren Schultern lasten«. Ein übertrieben negatives Porträt, geprägt von dem Groll, den sie ihr nach wie vor entgegenbringen. Wenn man ihnen so zuhört, könnte man meinen, Mutter und Tochter hätten nichts gemeinsam gehabt. Trotzdem, sagen die Nachbarn, wenn sie nebeneinander durch die Straßen von Swastika spazierten, beide hochgewachsen und kräftig gebaut, hätte man sie beinahe verwechseln können. Skandinavischer Typ, mit blondem Haar und Augen von einem äußerst sanften, fast milchigen Blau, in Lisanas Fall waren Haar und Augen allerdings glanzlos und aschgrau, während Gladys, wie sie schnell hinzufügen, stets auf ihr Äußeres bedacht gewesen war. Stufig geschnittenes Haar, das durch eine hausgemachte Tönung sein ursprüngliches Blond wiedererlangt hatte, der Teint durch

ein dezentes Make-up betont. »Schönheit ist für alle da«, pflegte Gladys zu sagen, und obwohl sie mit Ende sechzig das Haarfärben und Schminken aufgegeben hatte, trug sie die Zeichen des Alters mit einer diskreten, eleganten Resignation. Niemand wäre auf die Idee gekommen, Mitleid mit der alten Dame zu haben, wäre Lisana nicht auf Schritt und Tritt an ihrer Seite gewesen, Lisana, die einen Schatten auf das Paar aus Mutter und Tochter warf.

Doch an jenem Tag brennt in Lisana »ein schwarzes Feuer«, als Brenda sich ihr nähert, eine harte, grausame Kraft, die sie entstellt. »Ich dachte, sie hätte einen Anfall.«

Brenda hatte zuvor keinen der Anfälle mitbekommen. Auch das nimmt sie ihrer Freundin übel. Gladys beschützte ihre Tochter hingebungsvoll und entzog sie allen Blicken, sobald sich ein schlechter Moment ankündigte. So nannte sie das, ein schlechter Moment, eine schlechte Phase, das war alles, was sie zu sagen bereit war, nachdem sie sich mit ihrer Tochter im Haus verbarrikadiert hatte, tagelang, manchmal eine ganze Woche, damit niemand ihr die Spuren des Kampfes ansah, den sie ausfochten. Lisana hatte eine schlechte Phase, mehr sagte Gladys nicht. Dann wusste Brenda, dass sie nicht weiter nachfragen sollte. »Hinterher war sie erschöpft, als hätte sie Lisana ein zweites Mal zur Welt gebracht, aber gesprächig wie immer, sie erzählte von ihren Blumen, dem Braten, den sie im Ofen hatte, von ihrem Haushalt, als wäre sie gerade von einer Reise zurück und gewöhne sich nun wieder an ihren Tagesablauf, aber kein Wort über das, was sie mit ihrer Tochter durchgemacht hatte, nicht mal mir gegenüber, dabei habe ich ihr immer alles erzählt.« Und Brenda verfällt in ein schmollendes Schweigen.

In Lisana brennt also ein schwarzes Feuer, und Brenda bekommt es mit der Angst zu tun. Sie glaubt, dass Lisana kurz vor einem Anfall steht oder bereits mittendrin steckt. Sie läuft von Zimmer zu Zimmer, sucht nach Gladys, fürchtet das Schlimmste, findet sie nicht, kehrt in die Küche zurück. Sie fragt Lisana, wo ihre Mutter sei, Lisana löst langsam den Blick von dem Punkt an der Wand, in den sie sich zurückgezogen hat, antwortet: »Weg«, und schenkt Brenda dabei ein Lächeln, bei dem sich ihr die Nackenhaare aufstellen, ein Lächeln, das ebenso verängstigt ist wie Brenda beim Anblick dieser versteinerten Frau, und daraufhin tritt Brenda hektisch die Flucht an und überlässt Lisana, die sich nicht von ihrem Stuhl rührt, ganz vertieft in dieses grauenvolle Lächeln, ihrem Schicksal.

Es dauerte keine Viertelstunde, bis sich die Sache herumgesprochen hatte. »Wo ist Gladys?« Man suchte sie überall, die ganze Gemeinschaft beteiligte sich, man durchforstete jede Straße, durchkämmte den Park, lief am Fluss entlang, klopfte mehrmals an Gladys' Tür, befragte Lisana, die ihr grauenvolles Lächeln abgelegt hatte, jedoch von keinem Nutzen war und nur unablässig wiederholte: »Sie ist weg«, »Sie kommt nicht wieder«, »Sie ist weg«, in einer endlosen Litanei, der man schließlich wohl oder übel Glauben schenken musste, da Gladys nirgends zu finden war.

Bei den Smarz, wo sich die befreundeten Nachbarn versammelt hatten, erging man sich in Mutmaßungen. Ebenfalls bei den Smarz kam man in den nächsten Tagen zusammen, um bei allen erdenklichen Bahnhöfen und Eisenbahnbetreibern anzurufen, man wollte Gladys wiederfinden und sie in die Conroy Avenue zurückbringen. Ihr Haus war die Kom-

mandozentrale der Operation »Rückführung« (das ist das Wort, das sie gebrauchten). Doch erst einmal standen sie unter Schock, waren völlig verwirrt und versuchten, die Situation zu begreifen. Das Unverständlichste, das Unfassbarste war, dass Gladys Lisana bei ihnen zurückgelassen hatte.

Sie wissen, dass sie kostbare Minuten mit dem Versuch vergeudet haben, Gladys' Tat zu deuten. Sie haben nachgerechnet und sind überzeugt, dass Frank Smarz, wären sie nicht in sinnlose Fragen verstrickt gewesen, noch am Vormittag beim Fahrdienstleiter von Englehart angerufen hätte, und dann wäre seine Anfrage rechtzeitig dem Zugchef übermittelt worden und dieser hätte Gladys abfangen können. Und das war nicht der einzige Fehler. Sie traten einen Wettlauf gegen die Zeit an, häufig ging es nur um Minuten, um eine falsche Weichenstellung oder schlechtes Timing, Gladys war gerade abgefahren oder in einen anderen Zug gestiegen als geplant, ihre Nachrichten gelangten nie zur rechten Zeit an den rechten Ort. Die Nachbarn hatten den Eindruck, dass Gladys ihnen immer eine Nasenlänge voraus war. »Und die ganze Zeit stand Gladys' Toyota da, vor unseren Augen, in ihrer Einfahrt. Deshalb wussten wir, dass sie den Zug genommen hatte.«

Um 13 Uhr 30 rief Frank Smarz beim Fahrdienstleiter von Englehart an. Der brauchte einige Zeit, bis er begriff, worum es ging (»wieder ein paar verlorene Minuten«), und übermittelte die Botschaft dann per Funk an den Zugchef des *Northlander*, Sydney Adams, der bestätigte, dass Gladys in Swastika eingestiegen war, aber nichts weiter dazu sagen konnte, da in North Bay das Personal gewechselt hatte. Der Zugchef, der ihn in North Bay ablöste, heißt Edward Murphy. Als Edward Murphy die Nachricht erreichte, war er gerade die Passagier-

liste durchgegangen und hatte festgestellt, dass ihm ein Fahrgast abhandengekommen war.

Die Nachricht wurde von Zug zu Zug weitergegeben, über eine Distanz von über 3000 Kilometern, kam aber immer zu spät. Gladys verwischte ihre Spuren. Absicht oder nicht – diese Frage wird wohl für immer unbeantwortet bleiben.